

Prolog

Michaelis, Frühherbst 1020 A.D.

Folcmars fuchsroter Haarschopf tauchte aus dem Wasser auf. Der Zwölfjährige rang nach Luft, seine Hände aber waren leer. Nachdem er wieder zu Atem gekommen war, schwamm er ans Ufer, wo zwei Burschen und ein Mädchen auf ihn warteten. Das Mädchen war die Jüngste der Versammelten und zählte allenfalls sieben. Es hatte lange dunkle Zöpfe und blickte besorgt drein.

»Ha! Wusst' ich's doch!« Der größere der Burschen – im Grunde musste man ihn schon einen jungen Mann nennen - reichte Folcmar, um ihm aus dem Wasser zu helfen, eine Hand. Der aber ignorierte sie eigensinnig, ließ sich fluchend ins Gras sinken und raufte sich die Haare, in denen Seegrass haftete.

»Du bist dran, Iwein!« Der Große sprach mit dem Ton der Gewissheit, dass letztlich nur er selbst den Schatz auf dem Grund des Waldsees würde heben können.

Iwein schluckte und blickte hinüber zu seiner Schwester. Sie schüttelte warnend den Kopf. Iwein zögerte. Er war ein gutes Jahr jünger als Folcmar und schwamm nicht sonderlich gern, und wenn schon Folcmar kein Erfolg beschieden war, dann würde er es vermutlich auch nicht schaffen. Andererseits wollte er kein Hasenfuß sein. Also begann er, sich zu entkleiden, bis er nur noch seine Hosen trug, und watete in den See.

Die Anderen sahen ihn untertauchen. Niemand redete, alle warteten gespannt, dass sein Kopf wieder zum Vorschein käme.

»Wo bleibt er denn?«, brach das Mädchen schließlich das Schweigen. Das Fortbleiben des Bruders kam ihr wie eine Ewigkeit vor. »Los, Konrad, hol ihn da raus!«, forderte sie den Großen mit Nachdruck auf.

»Ach was, der wird schon wieder auftauchen«, erwiderte Konrad gelassen. Als dann aber immer noch nichts geschah, begann auch er, hastig seine Kleider abzulegen. »Verdammt«, zischte er, denn es würde großen Ärger geben, wenn einem der Jüngeren etwas zustieß. Schon hatte er seinen Oberkörper entblößt, wo an einer Kette ein bronzenes Medaillon hing, das ihm seine Mutter geschenkt hatte. Angeblich war es der Kopf eines Heiligen, der darauf zu erkennen war, doch den Namen hatte Konrad wieder vergessen.

Gerade, als er ins Wasser springen wollte, um erst einmal den Retter zu geben, kam der Untergetauchte wieder hoch und spuckte hustend eine Wasserfontäne vor sich aus. In seinen Händen hielt er – nichts.

»Na bitte«, brummte Konrad.

Am Ufer empfing das Mädchen den Bruder mit vorwurfsvollem Blick. »Wenn ich das den Eltern erzähle ...-«

»Du wirst gefälligst den Mund halten«, keuchte Iwein, der sich auf den Rücken rollte und gierig nach Luft schnappte.

»Es gibt da unten gar keinen Schatz!«, behauptete das Mädchen.

»Das werden wir gleich genau wissen!« Konrads Stunde war nun gekommen. Wichtiguerisch zwinkerte er den Kindern zu. Kurz darauf war er auch schon unter der Wasseroberfläche verschwunden.

»Wer hat eigentlich behauptet, dass es im See einen Schatz gibt?«, wollte das Mädchen von den Knaben wissen.

»Der alte Gereon hat hier geangelt«, sagte Folcmar, »er hat etwas Glitzerndes am Seegrund gesehen.«

»Ha! Er wollte euch einen Bären aufbinden.«

Die Knaben schwiegen, weil sie in Wahrheit selbst nicht mehr an einen Schatz glaubten. Alle starrten auf die Stelle, wo Konrad ins Wasser getaucht war.

»Konrad ist ein richtiger Angeber!«, stellte Iwein fest.

»Trotzdem wird auch er keinen Schatz finden«, war das Mädchen überzeugt.

Alsdann tauchte Konrad auf. »Ich hab ihn gefunden, den Schatz!«, rief er. Das Medaillon auf seiner Brust blitzte in der Sonne, doch das

Augenmerk der Kinder galt dem Gegenstand, den er triumphierend in die Höhe reckte.

»Was hat er denn da?«, fragte Iwein.

»Sieht nach einem Schwert aus«, meinte Folcmar.

Nachdem Konrad ans Ufer gekommen war, betrachteten sie neugierig den Fund. Tatsächlich handelte es sich um ein Schwert, wenn es auch alt und verrostet war.

»Ein recht kurzes Schwert«, sagte Folcmar und prüfte mit dem Daumen die Klingenschärfe.

Konrad schnalzte missbilligend mit der Zunge. »Du wirst dich noch verletzen, Rotschopf.«

»Unsinn. Es ist alt und stumpf.« Zum Beweis zeigte er ihm seinen unversehrten Daumen.

Konrad begann, die Waffe mit dem Stoff seines abgelegten Wamses zu säubern.

»Seht, dort ist ein Zeichen«, sagte das Mädchen und zeigte auf den Handgriff. Wenn man genau hinsah, konnte man dort tatsächlich etwas erkennen.

»Ein Schriftzeichen«, verkündete Konrad.

»Erzähl uns bloß nicht, dass du lesen kannst.« Folcmar grinste, denn der prahlerische Konrad würde schwerlich das Gegenteil behaupten können.

»Was machen wir mit dem Schwert?«, fragte Iwein.

»Es gehört mir, ich habe es schließlich vom Grund geholt«, stellte Konrad klar.

Iwein wagte einen Einwand. »Bauern dürfen keine Schwerter besitzen! Willst du, dass man dich bestraft, Konrad?«

Folcmar wusste noch einen weiteren Grund zu nennen, weshalb der Besitz eines Schwertes ihnen Ärger einhandelte. »Außerdem haben uns die Eltern verboten, Waffen in die Hand zu nehmen.«

»Eure vielleicht. Meine nicht.« Konrad wirkte mürrisch, sah aber ein, dass er darauf angewiesen war, von den Jüngeren nicht verpöffen zu werden. »Na schön, dann werden wir es eben verstecken.«

Seine Idee erschien den beiden anderen Knaben gar nicht so schlecht. Immerhin würde man das alte Schwert hin und wieder heimlich bestaunen können.

»Ihr solltet es besser wieder in den See werfen«, schlug hingegen das Mädchen vor.

Konrad tippte sich heftig an die Stirn. »Darin hat es lange genug gelegen.«

»Wo werdet ihr es verstecken?«

»Das geht dich gar nichts an.«

Die kleine Judith aber glaubte genau zu wissen, dass sie es letztlich in der Wolfshöhle verstecken würden.

Teil I.

Verbannung

1.

Frühjahr 1007 A.D.

Über den Wäldern, die das niedergebrannte Gression umgrenzten, brach der Tag an. Als Richarda die Augen aufschlug - vielmehr das rechte Auge, denn das linke lag wie die gesamte Gesichtshälfte unter einem robusten Verband aus Leinentuch verborgen -, sah sie über sich eine Decke aus nacktem, feuchtem Felsgestein. Die Finsternis war gewichen, draußen sangen Vögel. Richarda wusste, dies war die Höhle der Judith, ihrer früheren Mentorin, die vor einigen Jahren spurlos verschwunden war. Einen Leichnam hatte man nie gefunden, aber Richarda zweifelte nicht daran, dass die alte Einsiedlerin tot war: In einem Traum war ihr dies offenbart worden.

Aber warum war sie jetzt hier?

Es fiel ihr schwer, sich zu besinnen, denn ein heftiger Schmerz tobte in ihrem Kopf. Dann aber kehrten die Erinnerungen allmählich zurück. Erinnerungen, die sie begreifen ließen, weshalb ihre erste Empfindung nach dem Erwachen Traurigkeit gewesen war.

Gression, ihr kleines Reich, war unwiederbringlich Vergangenheit. Der Gaugraf und seine Männer hatten das Dorf der Eremiten dem Erdboden gleichgemacht. Es hatte einen ungleichen Kampf gegeben, Richarda hatte es nicht zu verhindern gewusst. Am Ende waren vierzehn Gressioniter gefallen, Männer in ihren besten Jahren. Was für ein sinnloses Sterben! Könnte sie jemals damit aufhören, für das Seelenheil der Toten zu beten? Die Idee von einer wunderbaren Welt war gescheitert. Die Grundpfeiler des neuen Gression, Frieden und Frömmigkeit, waren eingestürzt, was sie, die Königin, nicht einmal mehr überrascht hatte. Denn der Untergang hatte sich schon lange vorher abgezeichnet. Die quälende Frage, ob sie wirklich alles getan

hatte, um dem Verfall entgegenzuwirken, lag schwer auf Richardas Seele.

Dabei hatte sieben Jahre zuvor alles so verheißungsvoll begonnen: Nachdem der erwartete Weltuntergang zur Jahrtausendwende ausgeblieben war, hatten die Eremiten – nach anfänglicher Ernüchterung – einen frommen Eid geleistet und Richarda zu ihrer Königin gemacht. Die Erinnerung an diese Tage, als alles noch möglich schien, mutete ihr im Rückblick wie ein verklärender Rausch an. Gewiss, auch viele Ängste hatten sie damals erfüllt, doch im Gedächtnis war ihr vor allem das Gefühl geblieben, eine neue Zeit sei angebrochen, eine Zeit, in der das Böse aus der Welt gedrängt wurde und das Gute endlich triumphieren konnte.

»Unser Gression soll die Sünde nicht kennen!«

Die Losung, die sie ausgerufen hatte, hatte ihren tiefen Sinn. Denn das erste Gression, jenes aus den uralten Sagen, war wegen der Gott- und Zügellosigkeit seiner Bewohner durch ein himmlisches Strafgericht zerstört worden. Die Eremiten hatten es besser machen wollen als ihre heidnischen Vorfahren. Eine wunderbare Welt!

Doch alles war ganz anders gekommen. Auch das zweite, das neue Gression war untergegangen. Sieben Jahre nur hatte es Bestand gehabt, doch Richarda erschien diese Zeit wie ein ganzes Leben. Fern wie die Sonne waren die Tage ihrer Jugend, als sie noch gewusst hatte, was eigentlich Glück bedeutet. Menschen, die ihr einst nahe gewesen waren, die sie geliebt hatte, sie lebten nicht mehr, ruhten in der Erde Gressions, dem Ort ihres Scheiterns: Oda, die treue Gefährtin, die mit Leib und Seele ihre Dienerin gewesen war. Rothaid, die sie ein Leben lang für ihre Mutter gehalten hatte. Oder Hiltrud, ihre wirkliche, leibliche Mutter – sie alle waren bereits den Weg alles Irdischen gegangen, während sie, Richarda, weiterlebte, obwohl sie doch versagt hatte und der gute Paulinus sie etwas anderes glauben machen wollte.

Und nicht zuletzt jenes finstere Geheimnis, welches sie erst vor kurzem erfahren hatte, dass nämlich Gaugraf Gerhard, der Zerstörer Gressions und ein großer Sünder vor dem Herrn, in Wahrheit ihr

Vater war. Nicht nur die Hütten Gressions waren zerstört worden, sondern auch ihr Glaube an die Ordnung in dieser Welt, die ihr zunehmend fremd geworden war. Und doch barg all dieses Elend - so widersinnig es klang - auch einen Funken unverhofften Glücks in sich: Gero war *nicht* ihr Bruder!

Schon als Kinder hatten sie aneinander gehalten, doch als sie erwachsen wurden, hatte Richarda widerstrebend feststellen müssen, dass ihre Gefühle zu Gero von anderer Natur waren als die einer Schwester zum Bruder. Anfangs hatte sie sich noch selbst etwas vorgenommen, wenn er sie, scheinbar unverfänglich, auf Wange, Stirn oder Mund küsste. Was war denn schon dabei, er fühlte sich schließlich als ihr großer Beschützer, und sie ließ sich gern von ihm behüten. Und wenn Gunda, die Schwester, solche Innigkeiten auf gehässige Weise kommentierte, war heftige Empörung aus Richarda herausgebrochen. Aus der Verlockung war nie eine echte Versuchung geworden, denn als Königin der Eremiten hatte sie sich nach Judiths Vorbild selbst Jungfräulichkeit gelobt. Was sie freilich nicht frei von Begierden machte.

Wie auch immer, nunmehr war sie nicht länger Königin, und Gero war kein Verwandter, nicht einmal ein entfernter. Die Gefühle, die sie füreinander hegten, waren nicht länger Sünde, faktisch waren sie niemals widernatürlich gewesen.

Ja, dies war das Glück, welches sie in all ihrem Unglück genießen durfte. Zwar waren Menschen gestorben, zwar war Gression zerstört, zwar war ihre Idee von einer wunderbaren Welt gescheitert, aber nichts, nichts sprach mehr dagegen, dass sie Gero nicht nur wie einen Bruder lieben durfte.

Gero! Noch kannte er die Wahrheit nicht, noch musste er denken, sie seien Geschwister. Sie würde ihm alles anvertrauen, bald schon, sie musste nur noch die rechten Worte finden. Tastend wanderte ihre Hand seitwärts, doch der Platz neben ihr, wo Gero gestern Abend noch gelegen hatte, war leer.

Sie richtete sich auf, was den Kopfschmerz zu einem schier unerträglichen Pochen steigerte. Auch diese Erinnerung kehrte nun zu-

rück: Sie hatte sich die Wangenverletzung gestern selbst zugefügt – mit dem *Schwert des Unheils!*

Das rostige Schwert, es stammte aus uralter Zeit, hatte der ungestüme Wigbert einst zu einer Reliquie deklarieren wollen, obgleich die Herkunft der Waffe völlig ungewiss war. Richarda hatte es ihm untersagt, denn eine solche Lüge wäre durch nichts zu rechtfertigen gewesen. Zudem war und blieb das Schwert eine Waffe, selbst wenn es tatsächlich je ein Heiliger in der Hand gehalten hatte. Gression aber sollte ein Reich des Friedens sein.

Am Tag des Kampfes war jenes Schwert urplötzlich wieder aufgetaucht. Der junge Peter hatte es bei sich geführt – und war gefallen! Wenige Stunden später – längst war die Schlacht, sofern man den ungleichen Kampf so bezeichnen wollte, entschieden – hatte Rothaid mit eben diesem Schwert ihrem Leben ein Ende bereitet: Zu gewaltig waren die Lasten gewesen, die sie lange Jahre mit sich herumgeschleppt hatte.

Das Schwert brachte nichts als Unglück. Deshalb hatte Richarda es am Vortag im Waldsee versenkt. Nie wieder sollte es in die Hände eines Menschen gelangen. Zuvor aber hatte sie zum Entsetzen ihrer Begleiter die scharfge Klinge über ihre Wange gleiten lassen. Die Wunde sollte ein erstes Zeichen ihrer Sühne sein, bis zu ihrem Lebensende würde die Narbe ihr Antlitz entstellen, niemand sollte sie je wieder schön nennen.

Das alte Schwert lag nun für immer auf dem Grund des Sees. Womöglich war es mit einem Fluch belegt, und vielleicht hatte sie ihn mit ihrem Blut gelöst, aber wer konnte das schon wissen? Eine wunderbare Welt würde es nicht geben, niemals, das Paradies schien ferner denn je, doch sie würde, sobald sie neue Kräfte geschöpft hatte, dafür streiten, dass die Welt wenigstens besser wurde. Bruder Paulinus mochte ihr dabei helfen, und Gero würde an ihrer Seite sein – als ihr Ehemann.

Nachdem sie eine Weile gesessen hatte, ließ der klopfende Schmerz nach. Gero war fort, und auch Paulinus war nicht zugegen; vermutlich hatten sie ihre Schlafplätze verlassen, um sich draußen zu erleichtern

und die Beine zu vertreten. Ein sintflutartiger Regen hatte die Reisenden gestern Schutz in der Höhle suchen lassen, doch das Unwetter war vorüber, der Frühling zurückgekehrt.

Richarda griff nach ihrem Überkleid. Sie fühlte sich schwach, es packte sie Schwindel, der nach tiefem Durchatmen wieder verfloß, sodass sie sich kräftig genug fühlte, den Männern ins Freie zu folgen.

Die Luft war würzig und schwer vom Geruch aufgeschwemmter Erde, der Himmel mit weißen Wolken aus Schafwolle gespickt. Richarda hielt Ausschau nach Gero und Paulinus, sah jedoch nur den Benediktiner, der, einen guten Steinwurf entfernt, am Ufer des Baches stand und gedankenverloren in die vom Regen angeschwollenen, vorüberrauschenden Wassermassen starrte. Langsam schritt sie auf ihn zu. Obwohl das Schmatzen der feuchten Erde unter ihren Schritten kaum zu überhören war, schien Paulinus die Herannahende nicht zu bemerken, denn sein Blick blieb unverwandt auf den Bachlauf gerichtet. Dass er betete, war unwahrscheinlich, weder hielt er die Hände gefaltet noch machte er Anstalten, sich niederzuknien, und Paulinus hätte in seiner Frömmigkeit niemals darauf verzichtet.

Paulinus grübelte.

Gründe dafür gab es reichlich. Nur zwei Schritte von ihm entfernt verharrte Richarda, und als er ihrer immer noch nicht gewahr wurde, räusperte sie sich leise. Beinahe erschrocken fuhr Paulinus herum.

»Du bist wach? Wie geht es dir, meine Tochter?«

»Meine Wange tut entsetzlich weh, aber das soll keine Klage sein.« Sie versuchte ein Lächeln, was sie aber schnell bereute, denn jedes Minenspiel steigerte nur den Schmerz. »Wo ist Gero?«

»Der Verband ist voller Blut und muss erneuert werden. Komm, gehen wir in die Höhle zurück!«

»Gewiss, gleich.« Suchend schweifte ihr Blick umher; irgendwo musste Gero doch sein. Dann erst wurde ihr das merkwürdige Verhalten des Paulinus bewusst. Warum war er ihrer Frage ausgewichen? Erneut sah sie ihn an. Paulinus nagte betreten an seiner Unterlippe, als habe er unerfreuliche Neuigkeiten.

»Wo ist Gero?«, fragte sie ein zweites Mal. Ihre Stimme zitterte.

Paulinus machte einen tiefen Atemzug. »Er ist gegangen, Richarda!«

»Gegangen? Aber wohin?«

Ein leises Seufzen war die Antwort.

»Wohin?«, beharrte Richarda verständnislos.

Er trat auf sie zu und nahm sie in die Arme.

»Er will ein neues Leben beginnen, Richarda.«

Sie löste sich aus seiner Umarmung, um ihm direkt in die Augen zu sehen. »Ein neues Leben? Was meint Ihr damit? Wo ist er? Bitte, Bruder, gebt mir Antworten!«

»Er selbst kannte sein Ziel nicht. Aber er will nicht länger in ständiger Versuchung leben.« Er schwieg und blickte vor sich nieder.

Ihr Mund öffnete sich, um etwas zu sagen, doch jetzt kam kein Laut mehr über ihre Lippen. Sanft griff er nach ihren Händen, um sie in seine zu nehmen und ihre Finger zu streicheln.

»Gero weiß so gut wie du, dass eine fleischliche Liebe unter Geschwistern nichts Gottgefälliges wäre. Er quälte sich schon seit langer Zeit, Richarda, um gegen die Versuchung anzukämpfen. Sein Fortgang ist vielleicht das beste Mittel, dem Teufel zu trotzen.

»Nein«, hauchte Richarda. »Wann ist er gegangen?«

»Vor mehr als einer Stunde. Es ist zwecklos, meine Tochter, in deinem Zustand würdest du ihn nicht einholen, selbst wenn wir wüssten, wohin er geht.«

Warum nur hatte sie das Geheimnis so lange für sich behalten? Zumindest Paulinus, ihren väterlichen Freund, hätte sie sich doch anvertrauen können, ja, müssen. Bestimmt hätte er mit diesem Wissen Gero davon abgehalten, sie zu verlassen. Warum um alles in der Welt hatte sie geschwiegen? Das verdankte sie allein ihrem unseligen Selbstmitleid. Nichts Besseres hatte sie verdient, die Trennung von Gero war eine weitere Strafe für ihr Versagen als Herrscherin.

Würde sie ihn jemals wiedersehen?

Der Gaugraf hatte sie alle verbannt; fern ihrer Heimat würden sie ein neues Leben führen müssen. Bruder Paulinus hatte ihnen verspro-

chen, dafür zu sorgen, dass sie künftig ihr tägliches Brot verdienen konnten, denn die Besitzungen seines Heimatklosters in Hersfeld waren zahlreich.

Gero aber hatte sich anders entschieden, weil er sich in Sünde wähnte. Die Frage war mehr als berechtigt: Würde sie Gero wiedersehen? Offenbar war er fest entschlossen, der Versuchung aus dem Weg zu gehen.

Paulinus schien zu ahnen, was Richarda durch den Kopf ging. »Er weiß ja, wo er dich finden kann, meine Tochter«, sprach er tröstend. »Vielleicht wird er eines Tages aufbrechen, um seine teure Schwester in Hersfeld zu besuchen. Dann wird er geheilt sein von seiner brennenden Sehnsucht, und ihr werdet miteinander umgehen können wie zwei Geschwister, die sich lange nicht gesehen haben.«

Die letzten Worte hörte sie nicht mehr, denn eine Ohnmacht überkam sie und ließ sie zu Boden sinken.